



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus dem Gedenkbuch eines russischen Arztes.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Aus dem Gedenkbuch eines russischen Arztes.

Die Russen sind über die Donau gegangen, sie rücken rasch in der Dobrudscha und in Bulgarien vor, sie werden durch Ueberzahl und bessere Führung die ihnen entgegentretenden Türken unaufhaltsam nach dem Balkan zurückdrängen und vermuthlich auch vor dessen Pässen nicht stehen bleiben. Waffengewalt wird ihnen schwerlich Stillstand oder Rückgang gebieten. Sie werden siegen; denn sie müssen siegen. Aber Heere haben Feinde, die schlimmer sind, als tapfere Bataillone und Schwadronen, und die Gegenden, welche das russische Heer von der Donau bis nach Stambul zu durchziehen hat, bergen diese Feinde in größerer Zahl als andere. Mit dem Hochsommer treten in Bulgarien gefährliche Wechselfieber auf, und die Ruhr grassirt in schrecklicher Weise unter Menschenanhäufungen, wo der Einzelne sich nicht schonen oder schützen kann. Sehr möglich, daß diese und andere Krankheiten den Russen mehr Mannschaften kosten werden, als die Feldschlachten, die ihnen bevorstehen. 1829 waren ihre Verluste in dieser Beziehung ungeheuer, und es starben ihnen in diesem Feldzuge verhältnißmäßig an Seuchen nahezu ebenso viel Leute als 1812 die große Armee Napoleon's durch Kälte und Hunger verlor. Auch in dieser Rücksicht darf man prophezeien: sie werden siegen, aber sie werden ihren Sieg nicht wohlfeil haben.

Dr. v. Seydlitz, 1829 Oberarzt beim mobilen Spital des zweiten russischen Armeekorps, hat sieben Erinnerungen aus dem damaligen Türkenkriege veröffentlicht, die, auch sonst größtentheils recht interessant, vorzüglich in seiner Schilderung der Schwierigkeiten und Gefahren, welche den Russen während ihres Balkanfeldzugs in gesundheitlicher Beziehung entgegentraten, im jetzigen Augenblicke unser Interesse beanspruchen können. Wir werden zwar dabei zu berücksichtigen haben, daß die Krankenpflege heutzutage wie bei allen Armeen, so auch bei der jetzt in Bulgarien operirenden russischen weit besser organisirt ist als vor etwa fünfzig Jahren, aber die natürlichen Verhältnisse, die Hitze des Sommers in den Gegenden nördlich und südlich vom Balkan, der Wassermangel, die Sumpfluft vieler Landstriche, das Fehlen an geeigneten Orten zur Unterbringung erkrankter Soldaten werden noch heute Veranlassung zu starken Verlusten werden, wie sorgfältig man sich auch gegen alles das vorgehen haben mag.

Es war im August des Jahres 1829. Die Russen hatten damals bei Varna und Schumla gesiegt, sie hatten den Balkan überschritten und Adrianopel besetzt. General Roth war kaum noch zwanzig deutsche Meilen von Konstantinopel entfernt, als er in Lulé Burgas den Befehl erhielt, Halt zu

machen. Man hatte angenommen, der Marsch werde ohne Verzug weiter gehen, und so waren alle Vorkehrungen nur für die nächste Zeit berechnet. Aber aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate, und erst nach Verlauf eines Vierteljahres kam die Entscheidung, die Ordre für das große Lazareth in Adrianopel, nach Rußland zurückzukehren. Die Folge war, daß Krankheiten die in Rumelien stehenden russischen Truppen — nicht etwa blos dezimirten, sondern um mehr als den fünften Theil vernichteten.

Obgleich man in Bujuk Verbend 800 Kranke zurückgelassen, kam die Ambulanz des Hauptquartiers am 12. August doch schon mit 252 kranken Soldaten und Offizieren in Adrianopel an, wo man einen Theil der vor der Stadt gelegenen türkischen Kasernen bezog. Alles ließ sich damals recht gut an. 15,000 Türken hatten vor den Thoren das Gewehr gestreckt, das Volk kam den Siegern mit Brot, Wein, Früchten und Zuckerwerk entgegen. Die Kaserne, in welcher v. Seydlitz seine Kranken untergebracht hatte, war ein stattliches, hochgelegenes Gebäude, das vor sich einen weiten grünen, von Platanenwäldchen und Gärten begrenzten Platz hatte. Wer hätte gemeint, daß man hier mehr Menschen verlieren könnte, als ein Sturm auf Konstantinopel gekostet haben würde? Und doch kam es so. Am 17. August hatte man schon 1616, zehn Tage später bereits 3666 und am 1. September 4641 Kranke, während die Zahl aller in und um Adrianopel stehenden russischen Truppen kaum mehr als 13,000 Mann betrug. Diesen Kranken war aber nicht viel mehr als ein Obdach und die gewöhnliche Nahrung zu bieten, und selbst hinsichtlich der letzteren gerieth man bisweilen in Verlegenheit. An Aerzten fehlte es zwar nicht, da man aber nur wenig Krankenwärter hatte, und die Aerzte die Arzneien selbst bereiten und eingeben mußten, so überstieg ihre Arbeit bald alle Menschenkraft, und viele mußten sich auf einige Zeit von ihr zurückziehen, um sich von den aufreibenden Strapazen zu erholen. Nur so war zu erklären, daß von den dreißig Aerzten des Hospitals bis zum November nicht ein einziger gestorben war. Dann freilich brach die Pest aus, der wie überall so auch hier der größte Theil der Aerzte erlag.

Die Patienten aber starben in der Kaserne dahin wie die Fliegen im Herbst. Die Kaserne, in welcher sich das Lazareth unseres Doktors befand, war ein massives zweistöckiges Steingebäude, das 1500 Schritt nordwestlich von der Stadt lag und ein längliches Viereck mit 150 Fenstern auf den langen und 100 auf den kurzen Fronten bildete. In der Mitte des Ostflügels erhob sich in dem von ihr eingeschlossenen 600 Schritt langen und 350 Schritt breiten Hofe das Minaret der Moschee für die Kaserne, vor der sich ein Brunnen zu den religiösen Abwaschungen befand. Vier andere Brunnen, jeder mit zwölf Hähnen, waren in den vier Ecken des Gebäudes angebracht. An

der Außenseite des Westflügels enthielt ein Nebengebäude die Küchen und das Bad für die Kaserne. An der einen Seite zog sich an allen vier Flügeln in beiden Stockwerken eine offene Galerie hin, auf welche die Thüren der Stuben und — der Aborte hinausgingen, schmaler Gemächer mit sieben trichterförmigen Löchern im Fußboden, unter dem große Kanäle die Unreinigkeiten abführen sollten, aber verstopft waren. Ueber dem Hauptthore in der Mitte des südlichen Flügels befanden sich die Paradezimmer des Wessirs und in jeder Ecke des Gebäudes Stuben für die Stabsoffiziere, während die übrigen Offiziere zwischen den Stuben der Gemeinen ihre Zimmer gehabt hatten. Die Fußböden waren von Backsteinen. An den Wänden liefen 6 Zoll hohe Britschen von Bretern hin, auf welche die russischen Kranken gebettet wurden. In den kleineren Zimmern lagen von diesen 20, in den größeren 40—60, in den größten 100 Kranke. Da es an Stroh und Heu mangelte, so mußten zerschnittene Türkenzelte als Matragen, Tornister als Kopfkissen und Mäntel als Decken dienen. In den Küchen fand man Springbrunnen, auch das Bad hatte seine eigene Wasserleitung, es war mit Marmor bekleidet, sehr hübsch und kunstreich gebaut und bekam sein Wasser und seinen heißen Dampf durch Röhren unter den Platten des Fußbodens.

„Wir hätten uns glücklich schätzen können“, sagt unser Tagebuch, „ein so bequemes Gebäude zur Aufnahme unserer Kranken zu finden, da das Land so wenig Dörfer hat. Aber die Zimmer starrten von Schmutz, und die Abtritte verpesteten die Luft. In mehr als drei Viertheilen der Kaserne fehlten die Fensterscheiben, ja selbst die Rahmen, und die Thüren waren so schlecht, daß man die Hand zwischen die Fugen stecken konnte. Während des Sommers dachte man nicht daran, die nöthigen Reparaturen vorzunehmen, da niemand ahnte, daß uns hier der Herbst oder gar der Winter noch vorfinden würde. Als es aber entschieden war, daß die Kranken hier überwintern sollten, war es unmöglich, das Versäumte nachzuholen. Am unverbesserlichsten war die Einrichtung der türkischen Abtritte, die nicht gereinigt werden konnten. Täglich deponirten hier fünftausend Menschen, von denen die Hälfte an der Ruhr litt, ihre Unreinigkeiten. Fünfzig Arbeiter reichten nicht hin, um die Befudelungen der schwachen Kranken wegzuschaffen, und so kam es, daß das ganze Gebäude in kurzer Zeit vom abscheulichsten Gestanke verpestet war. Hierzu kamen im Herbst und Winter noch die von Feuchtigkeit triefenden Wände und Decken, die zum Morast aufgeweichte Unterlage des Erdgeschosses, die Kälte, welche durch Fenster und Thüren in die unheizbaren Stuben drang — genug und übergenuß, um die unter solchen Umständen lebenden Kranken für das kleinste Atom von Pestcontagium empfänglich zu machen. Aber bis dahin vergingen noch drei volle Monate. Durchfälle, Ruhr, Wechsel- und Synochalfieber,

Wassersuchten und Verstopfungen der Unterleibsorgane waren die hauptsächlichsten Krankheiten, denen unsere Armee bei Adrianopel unterlag. Vor Allem aber legten die Wechselfieber durch ihre Nachwehen, und besonders als sie sich im Oktober mit Dysenterien verbanden, den Grund zum unvermeidlichen Tode. Gewiß können sich vom ganzen Heere keine fünfhundert Mann rühmen, von Wechselfiebern verschont geblieben zu sein; ja bei manchen, welche diese Krankheit in der Türkei nicht gehabt hatten, brach sie mit großer Heftigkeit und Hartnäckigkeit aus, als sie nach Rußland zurückgekehrt waren.“

Die Heilkunst in Verbindung mit sorgfältiger Pflege vermag bei vereinzeltten Kranken viel. Wo ein oder mehrere Uebel in Gestalt von ansteckenden Seuchen auftreten, wo die Kranken in engen Räumen dicht wie die Heringe nebeneinander geschichtet liegen und die Luft um sie, wie hier, die denkbar schlechteste ist, ist nur in seltenen Fällen zu helfen, und die Leute sterben massenhaft. Arznei eingeben ist leicht. Viel schwieriger ist die sonstige Bedienung von Kranken, die, von unglaublicher Mattigkeit und Schwäche befallen, dem Tode mit vollkommenster Gleichgültigkeit entgegensehen und sich unaufhörlich verunreinigen. Man bedarf dazu fast ebensoviel Gehülfen, als Kranke vorhanden sind, und einen ungeheuren Vorrath von Wäsche. Die Befreiung der Luft aber von den giftschwangeren Ausdünstungen der Patienten und ihrer Lagerstätten, ist selbst in geräumigen geschlossenen Räumen mit keinem Desinfectionsmittel zu erreichen. Die entsetzlich schlechte Atmosphäre unterhält und verstärkt die vorhandene Krankheit trotz aller Arzneien, und sie vergiftet auch das Blut der Gesunden, die in ihr athmen müssen. So war es auch in der großen Pesthöhle, in die sich das russische Spital bei Adrianopel nach wenigen Wochen verwandelt hatte. Dr. v. Seydlitz erzählt weiter:

„Im September gingen alle intermittirenden und remittirenden Fieber in schnell tödtende Ruhr über, auch in der Genesung Begriffene wurden von ihr ergriffen. Im Oktober starben in unserem Spitale an ihr 1300 Kranke, weil 1500 Mann, die meist an diesem Uebel litten, aus Kirkilisse demselben zugewiesen worden waren. Vergebens hatte ich wiederholt Vorstellungen gegen die Translokation solcher dem Tode geweihter Kranken gemacht. Man erwiderte, die Truppen, welche zum Rückmarsche von ihren vorgerückten Stellungen befehligt seien, könnten doch ihre Kranken nicht mit sich führen. Aus den Regimentern, welche noch nicht in Bewegung gesetzt wurden, kamen täglich 150 bis 200 nur mit Durchfällen behaftete Kranke bei uns an, die vor Schwäche oft kaum das Spital zu erreichen im Stande waren. Der ganze Oktober zeichnete sich durch abscheuliches naßkaltes Wetter aus, wobei unsere Kranken in den unheizbaren Zimmern aus Mangel an gehöriger Bedeckung außerordentlich litten. Aufgehalten durch die schlechten Wege und die unter den Leuten vom Troß

ausgebrochene Pest kamen Wäsche und Pelze für 2000 Mann erst im Dezember aus *Alhiolo* (an der Bucht von *Burgas*) in *Adrianopel* an. Die Kranken erstarrten schon bei 4 Grad Wärme. Im Lager wurde das niedrige Erdreich durch fortwährenden Regen zu einem Morast aufgeweicht, in welchen man bis an die Knie einsank, und die Heu- und Schilfunterlage in den Zelten schützte nur wenig gegen die Masse des Bodens. Die Entbehrung der warmen Schlafstellen und der Badestuben der Heimath (bekanntlich badet der gemeine Russe viel warm, auch schläft er gern an oder auf dem Ofen) war unsern Soldaten das Empfindlichste, was sie hier noch treffen konnte. Tag und Nacht behielten sie die Stiefeln an, weil sie heftige Schmerzen in den Zehen und Knöcheln empfanden. Wie erstaunten wir, als wir am 16. Oktober nach Entblößung ihrer Füße Brand, vollkommenen Brand der Zehen vor uns sahen und zwar nicht etwa bei dem Einen oder dem Andern, sondern bei zwanzig, dreißig täglich. Auch unter den Kranken des Hospitals stellte sich dieser Brand ein."

Inzwischen war im Norden des Balkan die Pest ausgebrochen. Davon erschreckt hatte v. Seydlitz schon seit dem September Kranke, welche nach Fiebern Parotiden-Geschwülste oder überhaupt Beulen oder Geschwüre bekommen hatten, in ein besonderes mit einer Wache versehenes Zimmer gelegt und ihre Behandlung einem von seinen Kollegen anvertraut. Derselbe fand nichts Pestartiges zu melden. Ebenso wenig Spuren der furchtbaren Seuche vermochte ein anderer Arzt zu entdecken, der um die Mitte des Oktober fünf Tage im Hospitale wohnte, und der im Jahre vorher walachische Pestlazarethe dirigirt hatte. Aber schon hatte die Krankheit in *Aidos*, *Alhiolo*, *Missivria* und *Burgas* ihren Einzug gehalten, und es war keine Aussicht vorhanden, das Spital in *Adrianopel* fernerhin vor ihr zu schützen. Da die Unordnung im ökonomischen Theile der Verwaltung desselben überdies einen unerträglichen Grad erreicht hatte, und unser Doctor sich vor Erschöpfung kaum noch aufrecht erhielt, so bat er um Enthebung von der Stelle als Oberarzt, und der Marschall *Diebitsch* gab ihn dem nach *Konstantinopel* gehenden außerordentlichen Gesandten als Begleiter mit. Der Friede mit der Türkei kam endlich zu Stande, und die Armee sollte ihre Winterquartiere in und bei *Burgas* beziehen. Aber der Transport der Kranken war bei den aufgeweichten und zerfahrenen Wegen eine Unmöglichkeit. 4700 Kranke mit 400 Wärtern blieben unter Bedeckung eines Sägerbataillons in den verpesteten Kasernen zurück, um erst im Frühjahr nach *Burgas* abzuziehen, wenn sie gesund geworden. Das war aber verhältnißmäßig wenigen von ihnen beschieden. Im Dezember wurden etwa dreihundert als genesen zu ihren Regimentern geschickt, und am 6. Mai des folgenden Jahres langten andere 400 Gesunde mit 170 Kranken in *Burgas* an. 870 Gerettete von 4700 Erkrankten, die Uebrigen hatte man begraben! So

geberdet sich eine contagiöse Krankheit, wenn sie, von örtlichen Verhältnissen begünstigt, über ein in Bulgarien und Rumelien operirendes Heer herfällt.

## Die neueste literarische That des Partikularismus.

In diesen Tagen ist ein Buch erschienen, welches den Titel führt „Geschichte der Eroberung der freien Stadt Frankfurt durch Preußen im Jahre 1866, von Otto Ranngießer“, und das auf 472 Seiten jene Vorgänge erzählt, ohne daß wir an irgend einer Stelle eine Spur davon hätten entdecken können, daß zwischen dem Buch und seinem Gegenstand das große Veröhnungsjahr 1870/71 liegt. Der Verfasser schließt diese Erzählung mit dem Wunsche nicht allein, sondern mit der sehr zuversichtlichen Weissagung, daß die Zeit kommen werde, wo das deutsche Parlament nicht mehr in Berlin, auch nicht in Leipzig oder einer norddeutschen Stadt, sondern in Frankfurt a. M. tagen werde. Es soll uns gar nicht wundern, wenn diese neue Idee in nächster Zeit eine Art von Feldgeschrei für die am meisten rückwärts geschrittenen Elemente im partikularistischen Lager bilden wird. Zunächst fordert der Verfasser diejenigen Bürger Frankfurts auf, „welche 1866 am Grabe der durch Waffengewalt untergegangenen freistädtischen Institutionen standen,“ bis jener Zeitpunkt eintrete, der, wie er versichert, gewiß einst kommen werde, „den Glauben an die Zukunft Frankfurts in der Kinder und Enkel Herzen zu nähren und zu befestigen“, und um zu diesem Zwecke ein Scherflein beizutragen, hat er das gewiß sehr zeitgemäße Werk unternommen, die Leiden Frankfurts in jenen üblen Tagen des Juli 1866 ausführlich und mit vielen — allerdings mit der ganzen Sorgfalt eines Advokaten ausgewählten — Dokumenten zu schildern. Herr Ranngießer geberdet sich, wie man es in einer guten Parteischrift machen soll, sehr objektiv: Material zur Geschichte Frankfurts will er sammeln, ehe dasselbe sich verflüchtigt: er ist aber doch in der Vorrede sehr ungehalten über diejenigen, welche „anno 1866 nicht nur hochmügende Herrn, sondern auch leidenschaftliche Gegner des Herrn v. Bismarck waren und heute — ihren Frieden mit diesem Staatsmann geschlossen haben“. Es scheint, daß diese Neigung „seinen Frieden mit diesem Staatsmann zu machen“ allmählich in dem Frankfurt, das nach dem Ende dessen, was er a non lucendo die freistädtischen Institutionen nennt, aufblüht, sich weiter verbreitet, als Herr Ranngießer und seine Gesinnungsgenossen mit der „Zukunft Frankfurts“ wie